**Blick auf das Mahnmal** der Gedenkstätte Sachsenhausen
Foto: akg/Henning Langenheim

# »Ein unverzeihliches Unrecht«

## Wie ein weihnachtlicher Besuch des Propstes Heinrich Grüber im Internierungslager Sachsenhausen zum Politikum wurde.

**Von Simone Barrientos und Karsten Krampitz**

Heinrich Grüber war ein Mann, der vergleichen konnte. In seinen Memoiren erzählt der 1975 gestorbene Propst von Berlin, wie er unmittelbar nach Kriegsende gleich zwei Parteigründungen beiwohnte. Zunächst der Neukonstituierung der KPD am 11. Juni 1945. Da warben die Genossen noch für die Errichtung einer antifaschistischen, parlamentarisch-demokratischen Republik. Grüber fand: »Da kann ich ja beinahe mitmachen.« Nur fünf Tage später gehörte er jenem Initiativkreis an, der im Berliner Westend zur Gründung einer weiteren antifaschistischen und sozialen Partei aufrief. Angeblich geht das »U« im Parteikürzel auf ihn zurück. Das Wort »Partei« habe den konfessionellen Zusammenschluss von Katholiken und Protestanten nicht in seinem Wesen erfasst. Dass er der CDU nicht beitrat, lag aber am »C« im Namen. Grüber wollte, dass sich auch die Überlebenden der Shoa in der Union willkommen fühlten.

Folgt man den Erinnerungen Grübers, war in der Gründungsphase der CDU von einer Gleichsetzung von Faschismus und Kommunismus nicht die Rede. Stattdessen lesen wir im gesamtdeutschen Gründungsaufruf: »Groß ist die Schuld weiter Teile unseres Volkes, die sich nur allzu bereitwillig zu Handlangern und zu Steigbügelhaltern für Hitler erniedrigten.«

Und so, wie sich in der ostdeutschen SED bald niemand mehr an den demokratischen Aufbruch erinnern wollte, gerieten auch in der westdeutschen CDU die antifaschistischen Wurzeln in Vergessenheit. Konrad Adenauer gelang es noch vor Gründung des westdeutschen Staates, das antifaschistische Narrativ der unmittelbaren Nachkriegszeit gegen ein antitotalitäres Narrativ auszutauschen. Ein Angebot an alle Mitläufer der NS-Zeit, sich von der Last ihrer Vergangenheit zu befreien. Doch ausgerechnet aus den Reihen der Kirche sollte der Kanzler deutlichen Widerspruch erfahren. Heinrich Grüber war eben ein Mann, der vergleichen konnte.

**Karsten Krampitz**, geboren 1969 in Rüdersdorf bei Berlin, ist Schriftsteller und Historiker. Seine Dissertation schrieb er über das Verhältnis von Staat und Kirche in der DDR.

**Simone Barrientos**, geboren 1963 in Eisleben, lebt im bayerischen Ochsenfurt und in Berlin. Die ehemalige Verlegerin ist kulturpolitische Sprecherin der LINKEN im Bundestag. Beide arbeiten in der Historischen Kommission beim Vorstand der Linkspartei.

Fotos: Nane Diehl, Inga Haar

### Gerüchte aus dem Lager

Ende 1949 erhielt er, gemeinsam mit dem Ratsvorsitzenden der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) Bischof Dibelius, die Erlaubnis, im sowjetischen Internierungslager Sachsenhausen einen Weihnachtsgottesdienst abzuhalten. Und er sorgte vor Ort dafür, dass er auch vor den inhaftierten Frauen predigen konnte, die in einem gesonderten Bereich untergebracht waren.

Grüber, EKD-Bevollmächtigter bei der DDR-Regierung und laut »Spiegel« »vermutlich der beste Mann, den die Evangelische Kirche für den vorgeschobenen Posten im Kleinkrieg mit den Machthabern der Zone finden konnte«, schreibt in seiner Autobiografie, »Sachsenhausen beherbergte zu jener Zeit vorwiegend ehemalige Nationalsozialisten und politische Gegner der neuen Regierung«.

In den Tagen nach dem Weihnachtsgottesdienst erschienen Dutzende Bittsteller an seiner Wohnungstür, mit Fotos ihrer inhaftierten Angehörigen und fragten nach deren Schicksal. Auch Bischof Dibelius bekam solchen Besuch. Er schickte die Menschen weiter zu Heinrich Grüber. Doch der hatte keine Antwort. Er erweckte so den Eindruck, von der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland (SMAD) zur Verschwiegenheit verpflichtet worden zu sein. Man munkelte, die Zustände im Lager wären schlimmer als bei den Nazis, die in Sachsenhausen mehrere Zehntausend Menschen ermordet hatten. Sein beredtes Schweigen schien das nur zu bestätigen.

Grüber entschloss sich, für den Evangelischen Pressedienst einen Bericht zu schreiben. Der sorgte zum Jahreswechsel in der westdeutschen Presse für enormes Aufsehen. Denn, wie gesagt, Heinrich Grüber konnte vergleichen.

In seinem Bericht hieß es: »Es war gerade neun Jahre her, dass ich als Häftling in dieses Lager eingeliefert wurde. Die Schreckenstage und Grauennächte traten wieder vor meine Seele. Der Stacheldraht und die bekannten Wachtürme ließen die Komplexe, die ich nun einmal gegen diese Einrichtungen habe, wieder wach werden. Vor uns stand das große Torhaus mit den Blockführerstuben, aus denen die Bestien so oft gekommen waren, um uns zu peinigen. Der große Appellplatz war unverändert mit den Baracken, die allerdings die höhnischen Aufschriften von damals nicht mehr tragen.« Grüber selbst war am 19. Dezember 1940 verhaftet und kurz darauf ins KZ-Sachsenhausen deportiert worden. Ein SS-Mann hatte ihn gleich zu Beginn der KZ-Haft niedergeschlagen und ihm mit den Stiefelabsätzen die Schneidezähne rausgetreten. Dabei war Heinrich Grüber ursprünglich, wie so viele seiner Amtsbrüder, ein deutsch-national gesinnter Pfarrer, der Kommunisten und Sozialdemokraten vehement ablehnte. Doch die Schrecken der Nazidiktatur, vor allem die Entrechtung und Verfolgung seiner jüdischen Mitbürger, ließen ihn umdenken.

Im Auftrag der Bekennenden Kirche leitete Pfarrer Grüber in den Jahren von 1938 bis 1940 eine Hilfsstelle für sogenannte Nichtarier mit christlicher Taufe. Dieses Netzwerk verhalf bis zu seinem Verbot durch die NS-Behörden etwa 1200 Menschen zur Ausreise und rettete ihnen damit in letzter Minute das Leben. Die meisten von Grübers Helfern wurden von den Nazis ermordet. Das Schweigen der Amtskirche über die Verfolgung und Ermordung der Juden, der Sinti und Roma und anderer rassisch und politisch Verfolgter konnte Propst Grüber nie vergessen. Und auch nicht, wer ihm im Lager das Leben gerettet hatte: Kommunisten. Während der Lagerhaft war er nach einer schweren Herzattacke zusammengebrochen. »Im Krankenrevier haben mich kommunistische Kameraden gepflegt.«

### »Nicht dasselbe«

Als er dann Weihnachten 1949 das gleiche Lager betrat, war es nicht dasselbe: »Natürlich kann man bei einem flüchtigen Durchgehen kein Urteil über die Gesamtsituation des Lagers abgeben, aber für einen Menschen, der mancherlei Lager aller Art gesehen hat, drängt sich der Unterschied zwischen den KZs der Nazis und diesem Lager unmittelbar auf. Schon rein äußerlich fiel es auf, dass die Menschen nicht Nummern waren, sondern Individuen. Damals lief eine verschüchterte grau-blaue Masse durcheinander – es durfte ja keiner im Lager Schrittgehen oder gar herumstehen –, alle trugen damals die grau-blau gestreifte Sträflingskleidung, kurz geschnittenes Haar und Holzpantinen. Das einzige Unterscheidungsmerkmal war der Winkel und die Nummer. Die Nummer und nicht der Name war das Wesentliche. Jetzt standen hier Menschen in zwangloser Unterhaltung umher, gut angezogen – jeder trug seine eigenen Sachen –, gut gepflegt und normal ernährt.«

In Sachsenhausen starben nach Kriegsende etwa 12 000 Menschen an Krankheiten, die meisten von ihnen im Hungerwinter 46/47. Zwei Jahre später schienen sich die Bedingungen im Lager deutlich gebessert zu haben – auch für die weiblichen Häftlinge.

Die Frauen, die zur Christvesper kamen, so Heinrich Grüber in seinem Bericht, hätten »allerhand Verschönerungskünste« angewendet. Ihre ganze Haltung sei, soweit das in einem Lager möglich ist, ungezwungen gewesen, auch das Gespräch, das er nach dem Gottesdienst mit ihnen geführt hatte.

Grüber betonte, dass ihm nichts ferner läge, als das Lager und sein Leben zu beschönigen oder die Einrichtung von Lagern als Idealzustand hinzustellen. Aber es sei ein unverzeihliches Unrecht, dieses Lager von heute mit den KZs Hitlers in einem Atemzug zu nennen oder gar zu sagen: »Genau wie bei den Nazis, vielleicht noch schlimmer.« Lagerleben bleibe immer Freiheitsentzug. Doch sei es bei Hitler eine planmäßig und systematisch durchgeführte Grausamkeit gewesen. Hier handele es sich um eingesperrte Menschen. Bei Hitler handelte es sich um ständig misshandelte und gequälte Menschen. Ja, auch im Jahr 1949 halte man Menschen vom Leben fern. »Aber man macht ihnen das Leben nicht unnötig schwer.« Weder durch Arbeitsüberlastung noch durch ausgesuchte Torturen würden die Menschen hier systematisch »liquidiert«.

»Gerade als ich in Sachsenhausen an den Baracken 9 und 10 vorbeiging, wurde in mir die Erinnerung an die Augusttage 1941 wieder wach, wo in diesen Baracken Tausende von russischen Kriegsgefangenen eingepfercht waren, die dann nachts auf dem Industriehof auf die grausamste Weise ›umgelegt‹ wurden. Es bleibt dies für mich die dunkelste Stunde und die Sünde meines Lebens, mit der ich bisher noch nicht fertig geworden bin. Wir standen damals alle ohnmächtig und sahen dem Geschehen zu, wir ballten unsere Faust hinter dem Rücken, manche haben abends die Hände gefaltet für diese armen Menschen, aber keiner von uns Häftlingen hatte den Mut aufzuschreien, so wie Pfarrer Schneider es in Buchenwald bei ähnlicher Gelegenheit getan hat: ›Das ist Mord, und wir klagen an.‹«

Propst Grüber sah sich bald darauf, nach eigenen Worten, einer »maßlosen Kampagne« in der westdeutschen Presse ausgesetzt. Auch in der Kirche zeigte man sich entsetzt. Auf der Sitzung des Rates der EKD in Halle am 16. und 17. Januar 1950 fragte der Thüringer Bischof Mitzenheim, in welchem Auftrag Grüber seinen Bericht verfasst habe. Doch kurz darauf schon kam die Nachricht, dass laut Beschluss der sowjetischen Regierung die Internierungslager von Buchenwald, Sachsenhausen und Bautzen aufgelöst würden und etwa 17 000 Menschen freikämen. In seinen Erinnerungen schreibt Grüber über Mitzenheim und andere: »Das betretene Schweigen, das dieser Nachricht folgte, zeigte mir deutlicher als irgendeine Beifallsbekundung, dass den Mitgliedern des Rates der Sinn für Zusammenhänge nicht abhandengekommen war.«